

(Nachdruck verboten.)

2) Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

„Was mag er haben?“ dachte Zio Pietro, der sogleich merkte, daß der Sohn ärgerlich gestimmt war. Bald aber nahm er einen angenehmen Duft wahr und freute sich wie ein Kind.

„Was hast Du mitgebracht?“ fragte er.

„Fühlt doch!“ sagte Melchior.

„Das ist eine Cocomero“*), antwortete der Alte.

„Wo ist denn der Schafskopf?“ fragte Melchior und setzte sich auf die Matte an der Tür. Er streckte den Kopf vor, piff und rief: „Basilio! Basiliooo!“

Auch Zio Pietro setzte sich hin. Hund und Katze umschnupperten als gute Freunde die von Melchior mitgebrachte Frucht.

„Basiliooo!“

Der Hirt antwortete mit einem zitternden, langgezogenen „Bee“, das wie das Meckern einer Ziege klang; dann piff er und kam laufend und in Sprüngen daher, mit einem Hasen unter dem Arm.

Als er aus seinem Dorfe kam, das vom Orthobene aus sichtbar war, hatte er ein Häslein mitgebracht, so klein, daß er es in der Hand halten konnte; sein Herr duldete, daß er den Hasen aufzog, unter dem Vorbehalt, ihn eines Tages zu braten. Nach den ersten Fluchtversuchen schien das Tierchen mit den langen, gelben Ohren sich einzugewöhnen; es trank seine Milch, knusperte sein Brot, kratzte an Zio Pietros Samaschen und biß Basilio in die Finger; wenn es sich unbeachtet glaubte, spielte und hüpfte es und wischte sich das Mäulchen mit den Vorderpfoten. Doch seine großen, sanften, stets wachsamten Augen erpähten ein Entweichen.

Basilio traute ihm nicht; er führte ihn stets an der Schnur und nahm ihn oft mit sich, wenn er die Ziegen hütete.

Als er in die Hütte trat, band er den Hasen an einen Pflock und warf sich auf die Matte nieder; beim Anblick der Melone lachte er vor Vergnügen und freute sich an dem Geruch.

Hastig und schweigsam aßen sie ihr graues Gerstenbrot. Zu der ersten Gestalt des Alten bildete das frische, braune Gesicht des Knaben einen starken Gegensatz. Basilio hatte schöne, schwarze Augen, gewelltes, goldbraunes Haar und prächtige Zähne, die aus lachenden, roten Lippen hervorstechten.

„Es wäre wohl an der Zeit, mit Deinem Hasen ein Ende zu machen,“ sagte Melchior auf einmal.

„Was wollt Ihr ihm tun?“

„Ihn essen!“ sagte sein Herr.

„Nieber diese hier,“ erwiderte Basilio und nahm die Melone zwischen seine Knie.

„O, auch die, Du dummer Kerl! In Deinem Alter liebt man die Mädchen und nicht die Hasen! Aber vielleicht hast Du ihn gern, weil er Dir gleicht.“ Er brach ein Stückchen Brot ab und gab es dem Hasen.

„Er gleicht einer Katze,“ bemerkte Basilio.

„Nein, mit den Ohren da gleicht er Dir und dem Esel. Zum Teufel!“ schrie Melchior und zog seine Hand zurück, „er hat mich gebissen! Ganz wie Du, siehst Du wohl: Du scheinst ein Dummkopf und bist ein Fuchs!“

Basilio lachte und war ganz damit beschäftigt, die Melone mit seinem Messer zu zer schneiden.

„Hase, Fuchs, bah!“ sagte Zio Pietro, dem die herbe Art seines Sohnes nicht gefiel. „Auch ein Hase ist ein böshaftes Tier. Sein Atem ist giftig; wenn ein anderes Tier ihn fängt, so vertrocknet dessen Milch. Einmal fand ein Schaf ein Nest mit jungen Hasen, deren Mutter verschent worden war. Was tut das dumme Schaf? Es fängt sie. Nun, sein Lämmchen fängt an hinzusiechen.“

„Hatte das Schaf keine Milch mehr?“ frug Basilio gespannt.

*) Cocomero = Wassermelone; die große, länglich runde Frucht ist außen dunkelgrün, innen tiefrot mit schwarzen Sternen, sehr saftig und in Süditalien sehr beliebt.

„Nein!“

„Eulenspiegelereien,“ sagte Melchior verächtlich.

„Und dann? Und dann?“ Erzählt doch, Zio Pietro! Und der Hase? Und das Lämmchen?“

Doch Zio Pietro schwieg empfindlich und wiederholte bei sich: „Was hat er heute nur?“

Dann rief er die Katze: Tortorella?*) und sagte: „Geht den Tieren zu fressen.“

Basilio stieß die Melone gegen den Boden, um sie zu öffnen; sie zerteilte sich in zwei bläuhrote, von weißen Samen kernen durchsetzte Hälften.

„Unreif?“ frug Zio Pietro.

„Leider Gottes!“ murrte Melchior ärgerlich. Er nahm eine Scheibe und biß hinein, grollend, daß ihm nichts nach Wunsch gehe.

Dann gingen alle hinaus. Basilio fing wieder an zu pfeifen und zu meckern, und Melchior trug die Ueberreste der Melone seinem Pferdchen hin.

Von fern kam das Geklingel der Zieglöden; doch jeder Lärm und jeder Laut verhallte in dem großen Schweigen, in der unendlichen Erhabenheit der Landschaft. Zwischen diesen mächtigen Bäumen und Felsen erschienen die Gestalten der Hirten klein, ganz klein vor den klaren Firnen.

II.

Ein wenig tiefer, unterhalb der Felsen, aus denen eine kleine Quelle hervorprudelt, hatte Melchior mit vieler Geduld ein Gärtchen geschaffen mit einem Bassin aus rohem Gestein. Rotblühende Bohnen rankten an hohen Stangen hinauf und eine Reihe Tomaten hing eben an, sich zu röten.

Wie er täglich zu tun pflegte, stieg er auf die Felsen und pff und schlug in die Hände, um die Ziegen herbeizurufen, damit sie zur Tränke kämen, ohne über die Hecke des Gärtchens zu springen.

Zio Pietro stieg den Fußpfad hinab, indem er jeden Augenblick anhielt, um mit seinem Stode den Boden zu befaßten. Als er seinen Lieblingsplatz, einen in Form eines Armsessels ausgehöhlten Stein neben dem Bassin, gefunden hatte, setzte er sich. Er verspürte den frischen Geruch des Gartens, des feuchten Mooßes; er hörte die Ziegen, die unter zitterndem Glockengeklingel, springend und einander stoßend von den Höhen herabkamen, oder die Abhänge erkletterten. In der Nähe des Wasserbeckens wurden sie still und tranken, eine nach der anderen. Wenn Zio Pietro die Hand ausstreckte, konnte er sie berühren; ganz nahe kamen sie ihm vorüber mit ihrem leisen Klaxentritt.

Melchior beobachtete sie, durch einen Felspsalt hindurchblickend, und zählte sie, eine nach der anderen; immer noch pff er und klatschte in die Hände. Von unten her trieb Basilio die Ziegen an. Er rief sie mit allerlei sonderbaren Namen; sie hörten darauf, verließen die grünen Stauden und sprangen an ihm vorbei. Zuletzt kam der Mönch, ein alter schwarzer Bock mit weißem Barte, der wartete, bis alle Ziegen getrunken hatten, ehe auch er sich dem Wasser näherte; dann stieß er sie leise mit den Hörnern an und drängte sie zum Abstieg. Eine blieb zurück und stellte sich auf die Hecke, aber ein wildes Hoo! Melchiors und Baslios Gerte trieben sie fort.

Zio Pietro horchte, und als das Geklingel der Glöckchen sich wieder über die Abhänge verbreitete, hörte er noch Melchior hinabsteigen und weitergehen.

Wohin ging er? Zio Pietro empfand stets Angst und Unruhe, wenn der Sohn sich entfernte. Er wußte überdies, daß Paska in diesen Tagen in der Nähe war und beunruhigte sich mehr als je.

Wohin ging Melchior jetzt? Vielleicht zu Pasta, um Streit zu suchen?

Hoch über den Felsen hörte der Alte den Wald rauschen, der von einer leichten Brise bewegt wurde; es war ein stetes, einformiges Surren, gleich dem Schwirren unzähliger Insekten, das den Eindruck der Einsamkeit noch verstärkte. Wenn Zio Pietro allein war, bedrückte ihn dies; und die Stimme des Waldes wiederhallte in seinem Gemüt wie die einer traurigen, endlosen Nacht. Sein Licht war seines Sohnes Gegenwart. Aber seit einiger Zeit fühlte er, daß Melchior, von seiner

*) Turkestäubchen.

Leidenschaft überwältigt, ihm auswich, und stärker überkam ihm jenes traurige Gefühl von Einsamkeit, furchtlichem Verlassenheit, ja Schrecken. Alle Gebilde der Finsternis umgaben ihn, undeutlich, unfassbar, doch nur um so entzücklicher.

Er erhob sich und horchte angestrengt hinaus. Nur das Waldesrauschen. Und dann und wann, wie leises Wassertröpfeln, ein Geflügel.

Zio Pietro kehrte in die Hütte zurück, und die gewohnten Laute der Hausiere beruhigten ihn. Er fühlte, wie der Gase an seinen Samaschen kratzte, und nahm ihn in die Hände. Du Schelm, murmelte er, da er das kleine Herz heftig schlagen fühlte.

Dann bereitete er das Mittagbrot. Sie hatten einige Hausgeräte, Vorräte und Olivenöl. Zio Pietro beugte sich über den Herd, hielt seine Hand an die Asche, und als er die Glut fühlte, legte er sie mit der Spitze seines Stockes bloß, der hohl war und ihm auch als Blasebalg diente; dann legte er eine Hand voll trockener Reisig auf die glühenden Kohlen, blies sie durch seinen Stock an, und bald brannte die Flamme hell.

Als Melchior zurückkehrte, fand er die Maccheroni fertig, die Matte ausgebreitet.

Es war gegen ein Uhr. Der Schatten der Steineiche lag kreisrund um ihren Stamm und die Sonne drang durch alle Spalten der Hütte. Drinnen und draußen war es heiß; das klare Himmelsblau verschwamm am Horizont in lichtem Dunst; unter den aus Scheitelhöhe herabfallenden Sonnenstrahlen erschienen die Felsen wie glühend. Stärker rauschte der Wald in der Höhe.

Wieder lagerten sich die Hirten zum Essen, unter den gewohnten Gesprächen über die Ziegen, die Weideplätze, die Besäumeten oder benachbarten Hirten. Basilio lachte immerfort. Melchior sammelte auf einem Korkstück die Samen der Melone, um sie nächstes Jahr zu pflanzen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Dankbare Erben.

Von E. G. G. L. A. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Adrien Formier, 28 Jahre alt. — Henriette, seine Gattin, 22 Jahre alt. — Leben in harmonischer Ehe, obwohl mit Glücksgütern nicht überreich gesegnet. Als Subalternbeamter im Finanzministerium bezieht Herr Formier nur 3000 Frank Jahresgehalt. Eine Erbschaft von etwa 15 000 Frank, welche Madame im vergangenen Jahr zufiel, ist daher von beiden Gatten mit Jubel begrüßt worden. — Sonntag morgen gegen 9 Uhr. Das Ehepaar kann sich noch immer nicht entschließen, aufzustehen. Draußen ist ein schreckliches Wetter. Der Wind peitscht den Regen gegen die Fensterscheiben. Der Himmel sieht schmutzig grau, trostlos trübe aus.

Adrien: „Welch garstiges Wetter!“

Henriette: „Ja, findest Du nicht auch, daß solch ein Wetter einem erst recht zum Behaglichkeit bringt, wie angenehm und schön ein molliges, behagliches Heim ist?“

Adrien: „Ja.“

Henriette: „Diese Empfindung hatte ich schon, als ich noch ganz klein war. Wenn es draußen stürmte und tobte, rollte ich mich in meinem Bettchen zusammen wie ein Igel, zog die Bettdecke bis zur Nasenspitze in die Höhe und konnte dann stundenlang dem Regen lauschen, der an die Fensterscheiben prasselte, konnte träumen . . .“

Adrien: „Bobon?“

Henriette: „Von tausenderlei. Von den Unglücklichen, deren einziger Wärmeapparat die Sonne ist, die im Winter schrecklich unter der Kälte leiden müssen.“

Adrien: „Verr!“

Henriette: „Von denen, welche ihr Beruf oder die Verhältnisse zwingen, bei solchem Wetter auf der Straße zu sein!“

Adrien: „Zum Beispiel von den Omnibusfahrern!“

Henriette: „Auch von ihnen. Ach, die Ärmsten, wie Bemitleide ich sie! Wie . . .“

Adrien: „Aber merkst Du denn nicht, daß Dein Mitleid nichts weiter als der Ausdruck eines abscheulichen Egoismus ist? Du denkst: Ach, die Ärmsten! Wie glücklich bin ich, daß ich nicht ihr Schicksal teilen muß!“ Ihr Unglück macht Dir Dein Glück um so schätzenswerter!“

Henriette (nachdenklich): „Es ist etwas Wahres daran . . .“ (Pause.)

Adrien: „Woran denkst Du jetzt?“

Henriette: „An Onkel Emil und daß in drei Tagen Allerfeelen ist.“

Adrien: „Schon? Dami sind also genau 14 Monate verflossen, seit Dein Onkel Emil in eine Welt gereist ist, die man die bessere nennt?“

Henriette: „Ja, schon 14 Monate.“

Adrien: „Welch ein komischer Kerl dieser Onkel Emil war! Ich sehe ihn noch deutlich vor mir mit seiner kurzen Pfeife im Mundwinkel und seinen schlauen Augen, die unter hübschen Augenbrauen hervorblitzten, mit seinem weißen Seemannsbart und . . .“

Henriette: „Ach, dieser Bart! Weißt Du noch, wie böse er damals wurde, als ein ungehobelter Friseur versehentlich eine Drefche in die linke Warthälfte gelegt hatte?“

Adrien: „Ja . . . Schwerlich hat wohl je ein Pariser Friseur so viel „Himmeldonnerwetter!“ zu hören bekommen. In kaum drei Minuten standen auf dem Trottoir vor dem Laden so gegen fünfzig Maulaffen, die sich vor Lachen bogen.“

Henriette: „Armer Onkel! Ob er uns wirklich geliebt hat?“

Adrien: „Wer weiß? Er war ein richtiger Brummbar, ein richtiger Menschenfeind und . . .“

Henriette: „Nun, jedenfalls liebte er uns mehr als unseren Better Zambinet.“

Adrien: „Ja, das hat er bewiesen, indem er Dich zu seiner Unibersalerbin machte.“

Henriette: „Falls es seine Absicht war, daß die Zambinets vor Hut bersten sollen, ist ihm das ausgezeichnet gelungen.“

Adrien: „Das will ich meinen!“

(Pause.)

Henriette: „Dienstag bringen wir ihm einen recht schönen Kranz.“

Adrien (lebhaf): „Aber doch nicht einen solchen wie vergangenes Jahr?“

Henriette: „Doch!“

Adrien: „Na weißt Du, das wäre ja Wahnsinn! 60 Frank für weiße Rosen!“

Henriette: „Er liebte sie so sehr!“

Adrien: „Das ist kein Grund, das Geld geradezu zum Fenster hinauszutwerfen!“

Henriette: „Adrien, Du bist undankbar! Sieh mal, die Zambinets würden über uns sprechen, wenn wir diesmal einen weniger schönen Kranz niederlegen wollten als im Vorjahre.“

Adrien: „Auch kein Grund! Die Zambinets würden über uns sprechen . . . Die Leute könnten denken . . .“

Henriette: „Ja, aber . . .“

Adrien: „Vergangenes Jahr war solch eine Verschwendung gerechtfertigt. Onkel Emil war kaum zwei Monate tot. Er hatte Dich zu seiner Unibersalerbin gemacht. Dieses Jahr aber, meine ich, genügt's, wenn wir einen hübschen, kleinen Perlenkranz kaufen. Für zwölf oder fünfzehn Frank bekommt man schon einen sehr schönen.“

Henriette (ironisch): „Und dauerhaften!“

Adrien: „Sicher! Während Deine Rosen . . . Und dann spricht für mich noch ein sehr triftiger Grund mit, von solch törichten Ausgaben Abstand zu nehmen.“

Henriette: „Und zwar?“

Adrien: „Wir haben in der letzten Zeit viele Ausgaben gehabt. Diesen Winter muß ich auch meine Garderobe erneuern. Nun frage ich Dich, wo Du all' das Geld herzunehmen gedenkst? Du hast doch wohl nicht die Absicht, das Kapital anzugreifen?“

Henriette: „Um Himmels willen!“

Adrien: „Nun, also dann?“

Henriette: „Mach' Dir nur keine Sorgen? Es wird sich schon . . .“

Adrien: „Ja, aber democh?“

Henriette: „Nun dem . . . ich habe Ersparnisse gemacht. Seit zwölf Monaten habe ich Centime für Centime einige 50 Franks beisette gelegt . . . genau 53 Franks.“

Adrien (ärgertlich): „Mein Kompliment! Dann darf ich natürlich nichts mehr einwenden.“

Henriette: „Du siehst so böse aus!“

Adrien: „Fällt mir nicht im Traum ein! (Pause.) Aber ich habe niemals verstehen können . . . Zum Teufel! wenn das Herz dabei ist, bedarf es doch nicht teurer Blumen und Kränze!“

Henriette (schmeichelnd): „Sei nicht böse, Schatz! (Ihm die Arme um den Hals schlingend.) Wenn Du jetzt nett bist, wirst Du sagen: „Meine liebe Henriette, Du hast nur 53 Frank, ich werde den Rest von 7 Frank zu dem Kranz aus weißen Rosen zulegen.“

Adrien: „Nein, das werde ich nicht sagen!“

Henriette: „Doch!“

Adrien: „Nein! Du wirst die 7 Frank natürlich trotzdem ausgeben, aber anbieten werde ich sie Dir nicht!“

(Pause.)

Henriette: „Ach, Du gerechter . . .! Schon 10 Uhr! Willst Du wohl sofort aufstehen, Du großer Faulpelz!“

Adrien: „Und Du?“

Henriette: „Ich? O, ich wäre schon längst auf, wenn ich nicht mit Dir so ins Plaudern gekommen wäre!“

II.

Am Tage vor dem Totenfest. — Herr Formier, der an diesem Nachmittag dienstfrei ist, wird von seiner Gattin zum Ankauf des Kranzes aus weißen Rosen eingeladen.

Adrien (der sich in diese Ausgabe ergeben zu haben scheint): „Bevor wir Deinen Kranz kaufen, gestattest Du wohl, daß wir einen kleinen Spaziergang machen?“

Henriette: „Aber mit dem größten Vergnügen!“

Adrien: „Hast Du Dein Geld bei Dir?“

Henriette: „Ja. Apropos! Ich habe mir einen Ueber-
schlag gemacht, welche Ausgaben uns unsere Finanzen für die nächste
Zeit gestatten.“

Adrien: „Ahn, und...“

Henriette: „Ahn, bis zum 1. Januar werden wir uns
alle Neuanfassungen versagen müssen, falls wir nicht Bankrott
machen wollen.“

Adrien: „Ei, sieh mal an! Und gerade bei einer solchen
Ebbe in unserer Kasse willst Du 60 Fr. für Rosen fortwerfen?“

Henriette: „Das ist wieder etwas anderes! Diese 60 Fr.,
siehst Du, sind eine Ausgabe, zu der wir einfach moralisch verpflichtet
sind! Du wirst mir zugeben, daß ich mir persönlich auch die ge-
ringste Luxusausgabe versage. Geseht den Fall, ein Gegenstand von
noch so minimalem Wert gefiel mir, ich würde ihn trotzdem nicht
kaufen. Dieser Kranz dagegen...“

So plaudernd gehen Herr und Madame Formier auf den
Boulevards spazieren.

Adrien (plötzlich): „Da fällt mir ein... Wir könnten nach
der Rue Montmartre gehen.“

Henriette: „Warum?“

Adrien: „Da ist ein neues Geschäft mit Chinawaren
eröffnet.“

Henriette (interessiert): „Mit Chinawaren, sagst Du?“

Adrien: „Ja. Einer meiner Kollegen hat gestern dort zwei
herrliche Vasen gekauft.“

Henriette (mit schmerzlichem Bedauern im Ton): „Wo zu?
Da wir uns doch nichts leisten können?“

Adrien: „Aber man kann sich's doch immerhin ansehen,
zum Teufel!“

Henriette: „Ach! Wir kommen nur in Versuchung.“

Adrien: „Na, ich werde Dir eine Kleinigkeit für 40 Sous
kaufen. Uebrigens sollen die Preise enorm billig sein.“

Zwei Minuten später stehen sie vor einem Laden, der zwar nur
höchst primitiv ausgestattet ist, in dessen Schaufenster aber die
schönsten Rippes usw. ausliegen.

Der Kaufmann (in der Tür): „Bitte, meine Herrschaften!
Wenn Sie die Güte haben wollen, näher zu treten... Ansehen
kostet nichts!“

Madame Formier betritt den Laden. Sie ist bereits derart
interessiert, daß sie den Blick des Einverständnisses nicht bemerkt,
den ihr Gatte verstoßen mit dem Kaufmann wechselt.

Henriette: „O! Sieh doch nur diese beiden Pagoden!
Sind sie nicht niedlich?“

Der Kaufmann: „Ich habe sehr hübsche kleine Blumen-
vasen.“

Henriette: „Bemühen Sie sich nicht, mein Herr. Wir wollen
heute nichts kaufen.“

Der Kaufmann: „Ahn, ansehen können Sie sich doch immer-
hin?“ (Er bringt zwei Vasen.)

Henriette (entzückt): „O! die herrlichen Vasen!“

Der Kaufmann: „Bereits verkauft“...“

Henriette: „Einfach himmlisch! Für wie viel haben Sie sie
verkauft?“

Der Kaufmann: „Für 40 Frank. Wenn ich sage „ver-
kauft“, so stimmt das übrigens nicht ganz. Man hat sie gestern
zurückstellen lassen, um sie heute früh abzuholen. (Eine Karte
zeigend): Da! Die Herrschaften haben ihre Karte hiergelassen.“

Adrien (nimmt die Karte und liest, dann mit gut gespielterm
Erstaunen): „Wie? Nicht möglich!“

Henriette (ihrerseits lesend, ebenfalls erstaunt): „Die
Zambinets!“

Adrien: „Rue de Chabrol Nummer 1. Kein Zweifel! Sie
sind's!“

Herr und Madame Formier sehen einander an.

Adrien: „Sag mal...“

Henriette: „Was denn?“

Adrien: „Wenn man ihnen ihren Einkauf fortschnappen
möchte? Diese Vasen sind gut ihre 80 Frank wert.“

Henriette: „Sicher! Aber wir haben ja kein Geld?“

Adrien: „Und die 60 Frank für den Kranz? (Sehr schnell):
Sieh mal, wenn unser lieber Onkel noch lebte, der würde es uns
nie verzeihen, wenn wir uns eine so ausgezeichnete Gelegenheit ent-
gehen lassen wollten, den Zambinets einen Poffen zu spielen!“

Henriette (schwankend): „Ja, aber...“

Adrien (überzeugungsbevoll): „Glaube mir, wir handeln damit
ganz im Sinne unseres Onkels. (Zum Kaufmann): Diese Vasen
sind also noch nicht verkauft?“

Der Kaufmann: „Sie sind es nicht und sie sind es! Man
wollte sie abholen. Da aber die Herrschaften keine Anzahlung ge-
leistet haben...“

Henriette (lebhast): „So können wir sie nehmen. Und wenn
die Herrschaften, welche die Vasen haben zurückstellen lassen, wieder-
kommen, so sagen Sie nur, Herr und Madame Formier hätten die
Vasen gekauft. (Nachdem sie den Laden verlassen hat, gewisser-
maßen um sich vor sich selbst zu rechtfertigen): Wirklich, ich habe
keine Gewissensbisse! Die Zambinets werden schön wütend sein!“
(Sie lacht.)

Adrien (mit tiefinnerlicher Ueberzeugung im Ton): „Nichts
könnte unserem lieben Onkel angenehmer sein!“

Henriette: „Jetzt wollen wir schnell einen Perlenkranz aus-
suchen.“

Adrien: „Etwas Solides, Elegantes...“

Henriette (lächelnd): „Und Dauerhaftes!“

Voll Entrüstung konstataren die beiden Gatten, daß die Kranz-
händler anlässlich des bevorstehenden Totenfestes ihre Preise wahr-
scheinlich in die Höhe geschraubt haben. Kranze, die man sonst für
zweiß Frank bekommt, kosten jetzt zwanzig Frank und mehr.
Madame möchte sich nicht gerne übers Ohr hauen lassen und
erinnert sich gerade zu rechten Zeit, daß der liebe Onkel dem
nämlichen Grundsatz huldigte. Kurz, obgleich sie sechs Läden besucht
haben, sind die Formiers um sieben Uhr noch immer nicht im Besitz
eines Kranzes.

Adrien: „Weißt Du, das macht aber hungrig!“

Henriette: „Ja, und ich habe nichts zum Essen vorbereitet.“

Adrien: „Vor drei Viertelstunden werden wir überdies
nicht zu Hause sein. (Pause). Wenn wir ins Restaurant gehen
möchten?“

Henriette: „Das wird aber wieder einen Haufen Geld
kosten!“

Adrien: „Ach Unsinn! Uebrigens — ich bin fest überzeugt,
unserem lieben Onkel wird ein Weidenstrauß für zwei Sous
lieber sein als ein Kranz, den wir weit über seinem Wert hätten
bezahlen müssen.“

Henriette: „Ganz sicher!“

III.

Sie entschließen sich, im Restaurant zu speisen. Aber das
Restaurant ist bis auf das letzte Plätzchen besetzt, sodaß sie ein
Chambre separée nehmen müssen. Ein solches Chambre separée legt
die selbstverständliche Verpflichtung auf, ein besonders erlesenes Essen
zu bestellen. Die Formiers erinnern sich eines ähnlichen Chambre
separée, in dem sie kurze Zeit nach ihrer Hochzeit ein feines Souper
eingenommen haben.

Henriette (zärtlich): „Erinnerst Du Dich noch des schönen
Soupers von damals?“

Adrien: „Ja.“

Henriette: „Wenn wir uns das nämliche Menü servieren
lassen möchten?“

Adrien: „Ich dachte ebenfalls daran...“

IV.

11 Uhr abends.

Henriette: „Wie hoch ist die Rechnung?“

Adrien: „Sechzehn Frank 80 Centimes.“

Henriette: „Und 40 Frank kosten die Vasen! Dann
bleiben von den 60 Frank ja nicht einmal mehr 100 Sous zum
Kranz für unseren lieben Onkel?“

Adrien: „Aber, der Champagner war gut!“

Henriette (leicht angeheitert): „Ausgezeichnet!“

Adrien: „Und wenn die Zambinets statt eines stolzen Kranzes
ein bescheidenes Weidensträußchen sehen werden, werden sie denken:
Natürlich! Sie haben es vorgezogen, statt des Kranzes unsere chinesi-
schen Vasen zu kaufen!“

Henriette: „Und sie werden plagen vor Wut. Mit einem
Wort: ich finde es töricht, die Kranzhändler reich zu machen.“

Adrien: „Ganz Deiner Ansicht!“

Henriette: „Ein paar einfache Blumen genügen voll-
ständig. (Pause.) Die Hauptsache ist und bleibt, daß das Herz da-
bei ist!“

Kleines feuilleton.

e. s. Wiener Werkstätten. Zum ersten Male stellen die „Wiener
Werkstätten“ im „Hohenzollern Kunstgewerbehaus“ aus. Die Ver-
einigung besteht erst seit einem Jahre. Sie ist im Juni 1903 in
Wien gegründet und bringt ausschließlich Werke von Prof. Josef
Hofmann und Prof. Koloman Moser. Es werden in den
Werkstätten vorderhand Gold- und Silberarbeiten, Metallarbeiten,
Buchbinderarbeiten, Arbeiten in Leder, Holz- und Radmalerei an-
gefertigt. Jedes Werk trägt die Schutzmarke, das Monogramm der
Werkstätte, des Entwerfers und des Arbeiters, deren Zeichen jeweili-
g publiziert werden. Die Werkstätten haben trotz ihres erst einjährigen
Bestehens schon Erstaunliches geleistet. Nicht nur der Quantität,
sondern auch der Qualität nach.

Ein eigens hergerichteter Raum, eine Art Tunnelbau, nimmt
die Ausstellungsgegenstände auf. Die Decke ist weiß lackiert, keine
Quadratmeter von Spiegelglas belegen die gerundete Hallendecke. In die
Wand sind viereckige Vertiefungen eingelassen, die sich in schwarzer
Umrahmung abheben; etwa wie im Aquarium die eingelassenen Tief-
seebeden, so sieht es aus. Ob und zu ist die horizontale Linie unter-
brochen durch einen vertikal eingesenkten Schrein, der also wie ein
Pfeiler wirkt. Das Licht der elektrischen Birnen hebt diese Auslege-
läisten aus dem Ganzen wirkungsvoll heraus. Die Künstler waren
eigens einige Tage hier und sorgten für die Herrichtung der Räume.
Von der Decke hängen elektrische Beleuchtungskörper geradlinig
herab, deren Lichtglanz erhöht wird durch die vier Glaskugeln, die
um die Birnen hängen. Wirkungsvoll dämpft ein metallener Schirm
das Licht und geräuschlos es nach unten.

Der Wiener hat Sinn für Farbigkeit. Was die beiden Künstler
hierin leisten, ist wirklich erstaunlich. Ihre Farbe ist leicht und
graziös. Sie stellen die apartesten Nuancen her. Alle anderen
Arbeiten des modernen Kunstgewerbes sind plump und schwer da-

gegen. Ebenso steht es mit ihrer Formenwelt. Sie wissen immer neue Wendungen zu erfinden. Und was die Hauptsache ist, diese neuen Formen halten sich frei von Manieriertheit und unpraktischer Spielerei — was bisher die gefährliche Klippe Wiener Kunsthandwerks war. Es ist ein Vergnügen, in dieser Ausstellung herumzugehen, so leicht und freudig wirkt das alles. Trotz all der Neuheit leuchtet der Grund, das Warum jeder Form sofort ein.

Sie schaffen in quadratisch durchbrochenem weißlackiertem Eisen ganz entzückende Blumenständer, die den praktischen Vorteil haben, daß die Töpfe durch Einbaken in die kleinen, ausgesparten Quadrate in jeder beliebigen Höhe angebracht werden können. In dunklen Alpacafilber schaffen sie eigenartige Dosen, und jedes kleinste Detail daran ist von einem geschulten Arbeiter aufs feinste herausgearbeitet. Sie setzen um den äußeren Rand einer Silberhülle, die matt glänzt, abwechselnd blaue Lapislazuli und auf den Griff einer Zündergabel Achatsknöpfe. In einem frei in Gold gearbeiteten Halsband schimmern braune Topase. In Steinzeug schaffen sie, indem sie den Bruch unter der Glasur benutzen, feine traquelierte Muster, willkürlich, bizarr und doch geistvoll, und nach Belieben unterbricht ein dunkler Farbfleck das gleiche Grau und Weiß und bringt in das zittrige Muster einen energischen Ton.

Die hohe künstlerische Reife und Vollendung, die aus den vorgeführten Sachen spricht, gibt den Wiener Werkstätten einen selbständigen Platz neben den schon bestehenden Münchener und Dresdener Werkstätten. Der Charakter ihrer Schöpfungen ist ausschließlich von persönlichem Wert, es ist ein ausgesprochen lokaler Charakter darin, etwas, das in Volk und Land seinen Grund hat. Damit ist ihre Berechtigung erwiesen. —

Kulturgegeschichtliches.

— Eine Henkersrechnung. Noch das Napoleonische Strafgesetz änderte die Herstellung und Verbreitung falscher Gold- und Silbermünzen mit dem Tode und mit Einziehung des Vermögens, während die Anfertiger und Verbreiter falscher Scheide- oder Kupfermünzen mit Zwangsarbeit auf Lebenszeit davonkamen. Es huldigte nach dieser Richtung noch den Anschauungen des Mittelalters, das sich aber nicht mit einfacher Hinrichtung der Falschmünzer begnügte, sondern die qualvollsten Todesarten gegen sie anwandte. Das Ottobersche der „Revue Historique Baudouin“ veröffentlicht einige Rechnungen des Henkers von Morges (Morée), im jetzigen schweizerischen Kanton Waadt, die in den Turiner Archiven wiedergefunden wurden und wovon eine sich auf die Vollstreckung der Strafe an einem wegen falschmünzerei verurteilten Lütticher namens Arnaud de Vuiffballah bezieht. Die Rechnung besagt, daß der Missetäter zu der für Verbrecher seiner Art gewöhnlichen Strafe, d. h. zum Tode in siedendem Wasser und Öl verurteilt worden sei, und enthält, nach der „Wälischen Zeitung“, folgende Posten: Leibgebühr für den großen Kessel zum Sieden 10 Florin, für Anschaffung zweier harter Eisenstangen, um den Kopf Arnands hochzuhalten, 20 Solz, für drei starken Holz aus dem Wald von Allaman 9 Solz, für vier Krüge Öl zum Ubergießen des Kopfes Arnands 16 Solz, für Ankauf eines Kessels und eines Löffels zum Kochen des Öls 12 Solz, für zwei Pfund Schwefel, um den Tod Arnands zu beschleunigen, 2 Solz, für Beschaffung eines Seiles und eines Wellbaumes, um den Verurteilten während der Tortur in der Schwebe zu halten, 19 Solz, für zwei Eide Kohlen 2 Solz, für Auslagen Pierre Soliers, des Gehülfs des Amtmannes von Morges, der nach Thodon gegangen ist, um unserem Herrn Herzog von Savoyen Bericht zu erstatten, 2 Florin, für die persönlichen Auslagen des Henkers und seines Gehülfs während der zwei Tage, die zu den Vorbereitungen und der Strafvollstreckung nötig waren, 4 Florin. Die Rechnung ist aus dem Jahre 1434. —

Völkerkunde.

k. „Regenmacher“ in Deutsch-Ostafrika. Eine interessante Schilderung dieser Gebräuche, durch die die Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika in Zeiten der Dürre den Regen herbeizuführen suchen, gibt ein englischer Missionar, Genry Cole, der in Mpwapiwa tätig ist, im „Wide World Magazine“. Das Regenmachen ist eine Kunst, die in Afrika allgemein geübt wird, und die das letzte ist, was ein Bekehrter aufgibt. Es ist eine gute Einnahmequelle für die Medizimänner, aber auch für die Häuptlinge; denn das Volk muß sie überreichlich entschädigen für das, was sie ihrerseits den Regenmachern geben. Als im vorigen Jahre die Ernte schwer unter der Dürre litt, suchte der Häuptling in Mpwapiwa die Hilfe mehrerer Zauberer, aber vergebens. Dann wurde dem Missionshause gegenüber ein Opfer mit Wauff und Tanz gebracht, aber das Gewitter, das heraufzog, brachte nur wenig Regen, und ein Bliz törete sogar den Bruder des Häuptlings. Trotz dieser schlechten Erfahrung wandte sich der Häuptling in diesem Jahre wieder an den Zauberer. Die Regenmacher haben sehr verschiedene Methoden, Regen zu erzeugen. Ein schwarzes Schaf ist bei fast allen derartigen Ceremonien unentbehrlich. So ist ein sehr gebräuchliches Zaubermittel folgendes: Der Regenmacher nimmt zuerst Ton, der mit dem ersten Regen zu Beginn der Regenzeit angefeuchtet worden ist, vermischt ihn mit „Medizin“, formt daraus sieben oder acht große Kugeln und legt sie in ein Loch am Feuerplatz. Die Grube wird zugedeckt und Tag und Nacht darüber ein Feuer im Brennen erhalten. Verkünden dann Wolken den Regen, so nimmt der Regenmacher die Kugeln heraus, legt sie kurze Zeit in einen Topf Wasser und versteckt sie in einer

Ecke seines Zimmers. Bei anhaltend trockenem Wetter werden sie wieder in einen Topf Wasser getan, zu dem Medizin hinzugefügt ist. Sind die Kugeln weich geworden, so nimmt er sie wieder heraus und versteckt sie. Um ein Gewitter zu erzeugen, legt er die Kugeln in einen Topf Wasser und rührt sie mit einem angezündeten Stock um. Das dadurch entstehende zischende Geräusch soll den Donner, das Feuer den Bliz darstellen. Von welchem Baum die Zauberrute genommen ist, bleibt das Geheimnis des Regenmachers. Der Häuptling, der selber Regen nicht machen kann, schickt Boten mit einem schwarzen Tuch und einer Hade oder einem schwarzen Schaf zum Regenmacher. Kann dieser nicht selbst kommen, so schickt er „Medizin“ und ordnet ein Opfer an. Nach einer Beratung der Ältesten kommen am nächsten Tage alle zusammen. Vier Jünglinge werden nach den vier Himmelsrichtungen ausgesandt, um Zweige von „igole“ oder Albizia anthelmintica zu holen. Zwei andere Jünglinge müssen Wasser vom Affenbrotbaum oder aus einer Quelle holen. Geht der Häuptling abends ins Bett, so nimmt er die „Medizin“ mit, und Wasser und Zweige werden an das Ende seines Bettes gestellt. Am anderen Morgen nimmt der Häuptling oder seine Mutter den Mund voll aufgeweichtes Mehl, verspricht es nach allen vier Himmelsrichtungen und ruft die „Milungu“ (die Geister der Vorfäter) an, sie möchten den Regen schicken. Dann verspricht ein entfernter Verwandter ebenso Mehl nach den vier Himmelsrichtungen und schmähst die „Milungu“, weil sie den Regen zurückhielten. Dieser Ceremonie wohnen nur Mitglieder der Familie des Häuptlings bei. Später versammeln sich die Eingeborenen am Grabe eines Häuptlings. Dort opfern sie ein schwarzes Schaf, eine schwarze und eine weiße Henne und Leinsamenmehl, das am Grabe mit Wasser gemischt wird. Die Ältesten nehmen wieder von dem Gemenge in den Mund, versprechen es auf das Grab und sagen: „Schlafe wohl. Gib uns Regen, damit die Erde uns Nahrung gibt und wir reichlich zu essen haben.“ Oft sucht man auch durch eine eigenartige Prozedur die Person ausfindig zu machen, die hoshafterweise „den Regen zurückhält“. Zu diesem Zweck läßt der Häuptling jeden Haushaltungsvorstand des Bezirks mit einem Huhn kommen. Jedes Tier muß von einem Gemisch trinken, das aus einer Mischung von Wasser und „Medizin“ bereitet ist. Dabei heißt es: „Wenn ein menschliches Wesen den Regen zurückhält, so stirbt, aber wenn Gott ihn zurückhält, so mögt Du vor dem Tode bewahrt bleiben.“ Wehe dem, dessen Huhn dann stirbt. Sind mehrere Hühner gestorben, so entscheidet das Los; stirbt aber keines, so führen die Frauen wie wahnsinnig auf den reichsten Mann in der Menge, stoßen ihn mit den Stöpfen und rufen: „Hast du keinen Regen? Gib uns Regen!“ —

Notizen.

— Wilhelm Weigands fünfaktige Renaissancetragödie „Tessa“ brachte es im Residenztheater zu München nur zu einem Achtungserfolg. —

— Kingers neuestes plastisches Werk „Drama“ wird vom 5. November ab im Kunstsalon von Kellner u. Reiner zu sehen sein. —

— Die erste Wanderausstellung des Kunst-Freunde-Bundes am Rhein wird im Ernst-Ludwig-Hause der Darmstädter Künstlerkolonie am 4. Dezember eröffnet. —

— Das Modell einer Kohlengrube wird auf dem Gelände der Universität Birmingham errichtet. Die Studierenden sollen sich daran mit der Untersuchung von Förderanlagen, Lasteinrichtungen, Schlagwettern und mit dem Marktscheideweisen vertraut machen. —

— Bei den Grabungen zur Herstellung der Vizinalbahn Dimant-Philippville haben einige Arbeiter in der Nähe des Kirchhofes von Fond de Fogueu neue Grotten entdeckt. Ein Teil ist bereits erforscht, wobei ein großer Felsaal angetroffen wurde, in dessen Mitte ein wasserloses Becken eingehöhlt ist. —

— Durch eine geschliffene Wasserflasche ist unlängst in Tzehoe ein Zimmerbrand entstanden. Die mit Wasser gefüllte Karaffe hatte einen solchen Stand gehalten, daß durch sie die Sonnenstrahlen wie durch ein Brennglas wirkten. —

— Am unrechten Platz. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Würzburg geschrieben: Den Giebel der Vorderfront des Justizgebäudes dahier ziert die Statue der Göttin der Gerechtigkeit. Sie gab jüngst Stoff zu einem gelungenen Intermezzo. Ein Mann war wegen eines geringen Vergehens zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt worden, war aber darüber recht ungehalten und verließ brummend das Gebäude. Draußen beehrte er sich noch einmal um, sah die Statue und monologisierte:

„So, da droben steht die Gerechtigkeit, da ist's kein Wunder, ich hab' geglaubt, sie wär' drinnen!“

Kopfschüttelnd, aber etwas beruhigter, ging er seines Weges weiter. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 30. Oktober.